

Hexenkolk

Wiege des Fluchs

von

Thomas H. Huber

Verlag und Druck: tredition GmbH
Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

Cover-Grafik:
iStock 829164074

Fotos und Illustration:
iStock
Daniel Schneider, Bielefeld
Filmora 9

Thomas H. Huber
Lektorat: Annchen Knick, Anja Huber



PROLOG

Sind Träume das Ergebnis komplizierter, biochemischer Prozesse, die unbewusst in unserem Gehirn ablaufen? Oder sind sie die Boten von Flüchen?

Manche Urvölker sagen, der Traum wäre die eigentliche Realität, und der Zustand, den wir als Leben bezeichnen, sei in Wahrheit der Traum. Andere wiederum glauben, dass die Welt um uns herum das Ergebnis karmischer Ereignisse ist, wonach jedes Individuum seine eigene Realität kreiert. Die modernen Wissenschaften halten diese Gedanken natürlich für Unsinn, die meisten Religionen behaupten hingegen, Glaube versetzt Berge.

Demnach gibt es also nur Schwarz *oder* Weiß. Einigen wir uns aber darauf, dass auch hier die Wahrheit irgendwo in der Mitte liegt, müssen wir das Wort „oder“ durch das Bindewort „und“ ersetzen, damit wir ein nettes, unparteiisches Grau erhalten. Genau dieses neutrale Grau bietet uns nun grenzenlose Möglichkeiten, ungehindert nach links und rechts, nach oben und unten, vor und zurück zu schauen.

Jetzt können wir uns sogar die Frage stellen, ob unser Leben und unsere Taten, vielleicht von einem

Fluch beeinflusst werden, der lange vor unserer Zeit ausgesprochen wurde.

Die Angst vor Hexen und Flüchen ist schließlich so alt wie die Menschheit selbst, weshalb man es nicht für unmöglich halten kann, dass Flüche von Generation zu Generation weitergereicht wurden und bis in die heutige Zeit ihre Wirkung zeigen. Bereits die vorchristlichen Germanen fürchteten sich vor den sogenannten Schadenszauberern, die sie für starke Stürme, den frühzeitigen Tod eines geliebten Familienmitgliedes, verlorene Schlachten und sonstige Katastrophen verantwortlich machten. Auch wenn die polytheistischen Germanen Andersgläubige durchaus duldeten, ohne sie wegen ihrer Gesinnung gleich zu töten, hielten sie es jedoch für angemessen, im Falle eines Schadenszaubers eine Ausnahme zu machen. Im späten Mittelalter, lange nach dem das Germanische Reich aufhörte zu existieren, übernahm die Heilige Inquisition die Verfolgung der Erben dieser Schadenszauberer, und bezeichnete sie fortan als Hexen. In ihren Anfängen war die Inquisition ein Instrument der Römisch-Katholischen Kirche, zur Aufspürung und Bekehrung von Ketzern, woraus sich allerdings schnell die bekannte Hexenjagd entwickelt hatte, die bis in die Neuzeit reichte.

Wer heutzutage denkt, dass die Hexenjagd längst

vorbei sei, täuscht sich jedoch gewaltig. Denn auch in unserer Zeit werden noch immer Millionen von Frauen misshandelt, verfolgt und ihrer Freiheit beraubt. Könnte man es ihnen deshalb verübeln, wenn sie ihre männlichen Peiniger verfluchten? In Anbetracht dieses Wissens ist der Rückschluss, dass selbst mittelalterliche Flüche bis heute ihre Wirkung zeigen könnten, durchaus gerechtfertigt.

Mal angenommen, ein Traum wäre tatsächlich der Überbringer eines Fluchs, wäre es dann nicht möglich, dass der Bote selbst zum Fluch wird?

Wenn der Träumende glaubt, sein Traum könnte wahr werden, wird die Botschaft dann nicht zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung? Wer hat nicht schon einmal von etwas geträumt, dass dann tatsächlich zur Realität geworden ist?

Aber warum werden manche Träume wahr und andere nicht? Liegt es vielleicht daran, wie stark sie uns emotional berühren, oder einfach nur an der Absicht desjenigen, der den Traum auf seine Reise durchs Universum geschickt hat?

Vermutlich werden wir dies nie erfahren.

Orte und Zeiten der Handlung

Herford



1627 - 2019

Heidelberg



1651-1652

New York



2019

KAPITEL 1

HANSESTADT-HERFORD, DEUTSCHLAND GEGENWART



Wie aus dem Nichts trat eine Gruppe von dreizehn Menschen aus einem kleinen Wäldchen, das am Rande eines gepflegten Parks lag. Es waren sieben Männer und sechs Frauen. Einer der Männer war sehr groß und trug eine dunkelbraune Mönchskutte. Er überragte alle anderen um fast einen halben Meter. Ob sie Touristen waren, oder vielleicht einer Theatergruppe angehörten, hätte niemand genau sagen können. Seltsam erschien nur ihre Kleidung, die an eine weit zurückliegende Zeit erinnerte. Die Stoffe ihrer Kleider, Hosen und Jacken waren grob, wobei die Farben grau und beige überwogen. Ihr Schuhwerk ähnelte dem von mittelalterlichen Bauern. Nur eine der sechs Frauen, trug ein modernes, schwarzes Etuikleid und Pumps, wodurch sie sich vom Rest der Gruppe deutlich

abhob. Der große Mann in der Kutte war entweder ihr Reiseleiter oder der Regisseur, denn er führte sie an und erklärte ihnen bei jedem Schritt, wo sie sich gerade befanden: „Ja, meine Freunde, das ist das moderne Herford der Gegenwart. Momentan befinden wir uns im Aawiesen-Park. Das kleine Wäldchen, aus dem wir gerade gekommen sind, war früher mal ein Friedhof, aber das haben Sie anhand der herumstehenden Grabsteine sicherlich schon bemerkt. Nun gehen wir mal eine kleine Runde über den Stadtwall, oder besser gesagt über das, was seit dem Mittelalter noch von ihm übriggeblieben ist“. Vor ihnen lag eine prächtige Lindenallee, die gesäumt war von Jugendstilvillen und hübsch restaurierten Fachwerkhäusern. Sie gingen etwa eine halbe Stunde auf dem Wall entlang und überquerten dabei immer mal wieder eine Straße. Manchmal blieben Passanten stehen und beäugten die seltsam gekleidete Truppe voller Neugier. Einige von ihnen grüßten die Fremden freundlich, andere ließen sie mit offenem Mund an sich vorüberziehen. „Was Sie jetzt gleich auf der linken Seite sehen werden, kennen Sie ganz bestimmt“, kommentierte der Anführer der Gruppe nicht ohne Stolz in der sonoren Stimme. Und in der Tat, jeder von ihnen erkannte das außergewöhnliche Gebäude sofort wieder. Die rot verklinkerten Mauern, bei denen es keinen rechten Winkel gab, schienen kreuz und quer

in den Himmel zu ragen. „Das ist das MARTa, das hiesige Kunstmuseum. Entworfen und geplant von einem unserer Landsleute, dem Architekten Frank Owen Gehry. Von ihm ist auch das berühmte Guggenheim-Museum in Bilbao und das Weis Art Museum in Minneapolis, wie Sie vielleicht wissen“. Das Museum glich eher einer organischen Masse, als einem Gebäude aus Stein und Metall, und zog aufgrund seiner Einzigartigkeit zwangsläufig sämtliche Blicke auf sich. Nach weiteren zehn Gehminuten, sprach er erneut: „Durch dieses Tor haben wir damals die Stadt betreten, erinnern Sie sich? Man nennt es auch heute noch das Steintor“ Aber keiner von ihnen wusste, wo sie sich gerade befanden, schließlich lagen zwischen dem heutigen und ihrem damaligen Besuch knapp vierhundert Jahre. Und außerdem war von dem alten Stadttor nicht mehr viel zu sehen. Als sie jedoch nach wenigen Gehminuten, und dem Durchqueren enger Gassen innerhalb der ehemaligen Stadtmauer die Münsterkirche sahen, deren Kalksteinmauern golden in der Sonne leuchteten, freuten sie sich wie Kinder. „Sie sieht aus wie damals“, rief eine Frau aus der Gruppe aufgeregt, und der Mann neben ihr fügte stolz hinzu: „Kaum zu fassen, dass wir schon einmal hier waren“. Sie blieben vor dem großen, gotischen Eingangsportal stehen und staunten, wie gut der Bau erhalten war. „Wussten Sie, dass sie so alt ist

wie Notre Dame? Nur spricht kaum jemand darüber, ein echter Jammer“, seufzte er. Natürlich hatte sich das angrenzende Stadtbild seit ihrem letzten Besuch wesentlich verändert, doch noch immer konnten sie das mittelalterliche Flair fühlen. Auf den ehemals freien Feldern standen nun Wohnhäuser und gegenüber der Kirche lag jetzt ein prächtiges, neobarockes Gebäude, in dem die Büros des Bürgermeisters und der städtischen Angestellten untergebracht waren. Als sie jedoch um die Kirche herumgingen, fühlten sie sich wieder in der Zeit zurückversetzt. Heute war dort wohl kein Markt mehr, aber es schien, als hätten die Pflastersteine alle Geräusche und Gerüche von einst in ihrem Inneren gespeichert. Sie hörten plötzlich wieder die Marktfrauen schreien, sahen vor ihrem geistigen Auge die Barden und Feuerschlucker, und natürlich auch die Scheiterhaufen am Rande des Platzes, auf denen unbescholtene Frauen ihr schmerzhaftes Ende fanden. „Durch diese Tür sind wir damals hineingegangen“, sagte einer der Männer und zeigte auf die Südseite der Kirche. „Ohne Wilhelm wären wir dort weder rein, noch rausgekommen“. „Ich würde sagen, ohne unsere Goldmünzen hättet ihr das nicht geschafft“, fügte der Reiseleiter lachend hinzu.

Dann führte er sie am ehemaligen Abteigelände vorbei, wieder in Richtung Radewig, dem ältesten

HEXENKOLK

Herforder Stadtteil. Als sie vor dem Hexenkolk stehenblieben, schmiegte sich die modern gekleidete Frau ganz nah an den großen Mann, der ihr auf väterliche Art seinen Arm um die Schultern legte: „Für Sie muss dieser Anblick furchtbar schrecklich sein. Wollen Sie vielleicht schon einmal weitergehen?“ Aber die Frau schüttelte vehement den Kopf. „Es ist ja glücklicherweise vorbei. Ich komme darüber hinweg“. Danach schlenderten sie wieder durch den Park, beobachteten Eltern, die ihren Kindern beim Spielen zusahen, und betraten schließlich wieder das kleine Wäldchen. Vor einer Nebelwand, die wie waberndes Quecksilber aussah, blieben sie kurz stehen, bevor einer nach dem anderen darin verschwand.



Foto: Thomas H. Huber

NEW YORK, MELISSA UND JEREMIAH
31.Dezember 2010



Es war Liebe auf den ersten Blick und es war Silvester. Jeremiah Clover stand bereits seit Stunden mit ein paar Freunden auf dem Broadway Ecke 47. Straße. Wie in jedem Jahr, wollten sie auch heute wieder beim Ball-Drop dabei sein, New Yorks berühmtestem Silvesterevent. Wenn man eine gute Sicht auf den Ball haben wollte, musste man sich allerdings sehr früh an Ort und Stelle einfinden, am besten schon nachmittags. Nun war es bereits kurz vor Mitternacht und Jeremiah steckte seine behandschuhten Hände noch tiefer in die Taschen seines Parkas, um sich gegen die frostigen Temperaturen der Nachtluft zu wappnen. Dabei trat er von einem Bein aufs andere, damit sein Blutkreislauf nicht ins Stocken geriet. Er arbeitete als Bauarbeiter und war an Kälte gewöhnt. Doch dabei bewegte er sich in der Regel, und stand nicht bewegungslos im Schnee, so wie an diesem Silvestertag. Jeremiah war fünfunddreißig Jahre alt und arbeitete gern in seinem Beruf. Obwohl er ein

abgeschlossenes Studium in Maschinenbau hatte, entschloss er sich für diesen Job an der frischen Luft. Kritische Zeitgenossen könnten jetzt durchaus behaupten, dass New York nicht für seine besonders frische und reine Luft bekannt ist. Andere hingegen, würden darauf antworten, dass sie dafür jedoch von etwas ganz Besonderem erfüllt ist, nämlich mit Leben.

Wenn man sich durch die überfüllten Straßen schlängelt, hat man tatsächlich den Eindruck, als befänden sich alle Einwohner zur gleichen Zeit auf den Gehwegen und in den Parkanlagen. Überall sieht man Gesichter, soweit das Auge auch reicht. Mal strahlen sie freundlich, mal sind sie mürrisch. Ein anderes Mal verängstigt, dann wieder mutig und voller Selbstvertrauen. Die Gesichter haben alle Farben und ihre Besitzer entstammen den unterschiedlichsten Ethnizitäten. In New York hat man das wahrhaftige Gefühl, Weltbürger zu sein, und gleichzeitig könnte man meinen, die ganze Welt würde sich an diesem Ort befinden. Und genau dieses Empfinden war der eigentliche Grund, für Jeremiahs Entscheidung. Er wollte jeden Tag im Zentrum dieser globalen Vernetzung sein und welcher Job hätte sich da besser geeignet, als der eines Straßenbau-Arbeiters. Er hätte es sich nicht vorstellen können, eingesperrt in einem Büro zu sitzen und Pläne zu zeichnen. Sein Job bot ihm alles,

was er zum Leben brauchte, und das war die Nähe zum Leben, zu den Menschen. Deshalb begab er sich auch an diesem besonders kalten Silvesterabend wieder ins Herz dieser wundervollen Stadt.

Bereits am Morgen fielen die ersten Schneeflocken und mit ihnen die Temperaturen. Jetzt schneite es wohl auch noch, doch glücklicherweise nicht mehr so stark wie noch wenige Stunden zuvor. Das hätte ihnen die schöne Aussicht auf das gesamte Spektakel vermässelt und das stundenlange Warten wäre umsonst gewesen. Gerade als er eine Schneeflocke beobachtete, wie sie sich sanft auf die Nasenspitze seines Freundes und Arbeitskollegen, Sammy, legte, und sich innerhalb eines Wimpernschlags in einen winzigen Wassertropfen verwandelte, sah er sie, eine Frau in seinem Alter. Sie hatte langes dunkles Haar, das üppig unter einer purpurroten Strickmütze hervorquoll. Sie trug nahezu den gleichen Parka wie er, und auch sie hatte ihre linke Hand tief in dessen Seitentasche vergraben. In der rechten Hand trug sie einen Koffer und sah damit wie eine Touristin aus, die gerade die schönste Stadt der Welt besuchte. Als sich ihre Blicke trafen wussten beide sofort, was mit ihnen geschah. Die meisten Menschen hätten es als Liebe auf den ersten Blick bezeichnet, aber in ihrem Fall schien es so zu sein, als würde die Zeit verschmelzen. Alles kam ihnen so bekannt vor, und

doch war es neu. Auch wenn sie sich an diesem kalten Silvesterabend zum ersten Mal begegneten, fühlten beide gleichzeitig, dass sie schon immer zusammengehörten, und lediglich durch Raum und Zeit, nicht aber von ihren Seelen getrennt waren. „Hey, ich bin Jeremiah. Schön, dich kennenzulernen“. Sie sah ihn mit ihren smaragdgrünen Augen an und erwiderte: „Ich bin Melissa, und gerade erst angekommen“, dabei deutete sie mit dem Kinn auf ihren Koffer.

Als der Ball-Drop vorüber war, und die Menschenmenge sich langsam in den Straßen der Stadt verteilt hatte, nahm Jeremiah seine Traumfrau an die Hand, packte ihren Koffer, und nahm sie mit zu sich nach Hause. Die darauffolgenden Jahre waren erfüllt von Glück und harmonischer Zweisamkeit, bis die Welt eines Tages zum Stillstand kam, und ein schwerer, erdrückender Nebel sich auf sie herabsenkte.

HEXENKOLK

HERVORDIA (HANSESTADT-HERFORD)

DER HEXENKOLK, 21. August 1627



Die Sonne kroch behäbig über den Horizont und hüllte die kleine Stadt in ein goldenes, warmes Licht. Schon zu dieser frühen Morgenstunde konnten die Einwohner spüren, dass ihnen ein heißer Tag beschert würde. Zahlreiche Händler errichteten ihre Stände auf den beiden Marktplätzen, wovon einer im ältesten Stadtteil, der Radewig lag, und der andere sich seit einiger Zeit direkt neben der Münsterkirche etabliert hatte. Der Markt in der Radewig war der ursprüngliche Markt, auf dem Lebensmittel, Stoffe und andere Gegenstände für das tägliche Leben angeboten wurden. Der junge Markt am Münster hingegen, war für seine gegrillten Speisen, Wein, Gesang, und andere Attraktionen bekannt.

Von überall her kamen sie mit schwer beladenen Fuhrwerken, um ihre Waren feilzubieten. Manche von ihnen hatten einen Ochsen vorgespannt, andere ein oder zwei schwergewichtige Kaltblüter, die sich

durch ihr besonders ruhiges Temperament wesentlich von allen anderen Pferderassen unterscheiden, und für diesen Knochenjob wie geschaffen waren. Ihnen war kein Karren zu schwer, kein Weg zu schwierig. Auch auf den Flüssen, Werre und Aa, lagen etliche Barken bis über die Bordwand hinaus beladen mit Stoffen, Schmuck, Getreide und vielerlei exotischen Gewürzen. Jongleuren und Feuerschlucker, fanden sich auf dem Marktplatz ein und verliehen der Szenerie etwas zauberhaft Mystisches.

Doch diese, ganz offenbar heile Welt des Marktes, konnte nichts daran ändern, dass man nur wenige Meter entfernt viele Frauen einer sehr gewaltsamen Prozedur unterzog, der sogenannten Wasserprobe. Dieses archaische Element der Rechtsgeschichte, reicht zurück bis ins dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung und diente dazu, eine Person der Zauberei zu überführen.

Dabei steckte man die oder den Verdächtigen, in den meisten Fällen handelte es sich jedoch um eine Frau, in einen Leinensack und warf sie in den Fluss. Im Herford des späten Mittelalters, nutzte man dazu die Radewiger Brücke. Diese Stelle war für die Wasserprobe wie geschaffen, denn unter ihr befand sich ein Stauwehr. Durch das hinabstürzende Wasser hatte sich im Flussbett über die Jahre hinweg eine Vertiefung ausgebildet, die man Kolk

nennt. Diese Vertiefung erfüllte gleich zwei Anforderungen der Prozedur des Kolkens. Erstens war das Wasser an dieser Stelle tief genug, um einen erwachsenen Menschen vollkommen darin zu versenken, und zweitens entwickelte sich durch die aufschlagenden Wassermassen Kehrwasser, welches dafür sorgte, dass der Mensch nicht flussabwärts weggespült wurde, sondern sich stattdessen an Ort und Stelle um die eigene Achse drehte. Nun musste der Sack nur noch zusätzlich mit Steinen beschwert werden, damit er mit seinem menschlichen Inhalt nicht an die Wasseroberfläche auftreiben konnte. Wenn die Frau diese grausame, oft mehrere Minuten andauernde Prozedur nicht überlebte, sprach man sie zwar von der Hexerei frei, doch tot war sie dennoch. Bei jeder Überlebenden hatten die Folterknechte dann den hieb- und stichfesten Beweis, dass es sich um eine Hexe handelte, denn kein normaler Mensch hätte diesen grausamen Akt lebendig überstehen können. „Selbst das reine Wasser hat sie verschmäht“, hieß es dann ohne jeglichen Zweifel. Je nachdem wie schwer die einzelnen Anklagepunkte wogen, brachte man sie dann entweder in den sogenannten Tortur-Turm, um weitere Geheimnisse aus ihr herauszulocken, oder stellte sie an den Pranger, wo sie von allen Bewohnern der Stadt angespuckt und beschimpft werden konnte. In den meisten Fällen jedoch,

beförderte man sie im Namen Gottes direkt auf den Scheiterhaufen. Der menschliche, oder besser gesagt, der *männliche* Wahnsinn dieses Zeitalters sorgte dafür, dass mit jeder einzelnen Frau nicht nur ein unschuldiges Lebewesen starb, sondern auch ein unwiederbringliches Wissen, zu dem kein Mann jemals Zugriff hatte und bis heute hat. Meist waren sie durch ein großes Wissen in der Kräuterkunde und der Medizin auffällig geworden, oder aber durch eine überragende Intelligenz. Ein Grund allein, reichte meist schon aus, um sie der Wasserprobe zu unterziehen. Hätte man diese wissenden Frauen geehrt und beschützt, anstatt sie der Hexerei zu bezichtigen, wäre unsere Welt heutzutage vermutlich ein friedlicherer Ort, ohne Kriege, Verbrechen und Krankheiten.

An diesem Samstag, dem wohl dunkelsten in der Geschichte der Stadt, fanden dreißig unbescholtene Frauen entweder direkt am Radewiger Kolk den Tod, oder kurz darauf im alles vernichtenden Höllenfeuer der Heiligen Inquisition.

Natürlich machten sich die Kleriker bei der Tötung der Unschuldigen nicht persönlich die Hände schmutzig, dies erledigte ein anderer für sie, Maximilian Gosejohann. Er war der Sohn eines betuchten, gottesfürchtigen Gutsherrn. Maximilian war von schlichtem Gemüt, er konnte kaum lesen und schreiben, obwohl sein Vater bereits seit früher

Kindheit zwei Lehrer für seine Ausbildung angestellt hatte. Leider waren sämtliche Versuche, ihm die einfachsten Grundsätze der Grammatik und Mathematik einzutrichtern, fehlgeschlagen. Haareraufend gaben die Lehrer irgendwann auf, und Maximilians Vater war verzweifelt. „Er ist zu dumm, um eins und eins zusammenzuzählen. Lieber Gott, was soll nur aus ihm werden? Wie soll er mit dem Hof und meinem Vermögen klarkommen, wenn ich mal nicht mehr da bin?“ brummte er mit traurigen Augen, während er sich gedankenversunken den grauen Bart kraulte. Als er jedoch eines Tages die strahlenden Augen seines Sprösslings bemerkte, nachdem dieser die starken Männer am Kolk beobachtet hatte, wie sie die wimmernden und flehenden Frauen in den Fluss warfen, stieg Hoffnung in ihm auf. Der Junge war zu diesem Zeitpunkt wohl erst neun Jahre alt, was seinen Vater aber nicht daran gehindert hatte, ihn dennoch in die Hände des Klerus zu geben. Den wahren Grund, warum er den Jungen weggab, behielt er allerdings für sich. Niemand sollte etwas davon erfahren, zumindest nicht in diesem Moment: „Nehmt ihn unter Eure Fittiche“, sagte er zum Obersten Priester des Inquisitionstribunals und drückte ihm einen schweren Sack Goldmünzen in die Hand. „Am Kolk wird er Euch später bestimmt gute und treue Dienste leisten“. Auf wundersame Weise verwandelte

Maximilian sich ab diesem Zeitpunkt in einen recht guten Schüler, mit ganz passablen Leistungen, auch wenn er sein Defizit in der Grammatik nie vollständig aufholen konnte. Dafür entwickelte er jedoch schnell Interesse für die Funktionsweise des menschlichen Körpers, vor allem aber, wie man diesen durch Schmerzen redselig machen konnte. So kam es, dass man ihn an seinem achtzehnten Geburtstag zum obersten Folterknecht und Scharfrichter der Stadt Hervordia ernannte, und ihm kurz darauf den Titel „Heiliger Kolker“ verlieh. Er genoss durch seine Arbeit schon bald ein hohes Ansehen in der ganzen Region, denn schließlich befreite er alle gottesfürchtigen Bewohner von bösen Hexen. Aus seiner Sicht nahm er, durch das Töten der verderbten Frauen, den Kampf mit Satan persönlich auf, wodurch er ganz gewiss in Gottes Gunst steigen würde.

Schon vor dem unseligen Augusttag, im Jahr des Herrn 1627, nahm er unzähligen Frauen das Leben. Heute spricht man davon, dass die Geschichte der Hexenverfolgung im späten Mittelalter, und zu Beginn der frühen Neuzeit, in Europa ihren Höhepunkt erreicht hatte, und dann auch auf andere Kontinente übersprang, wie beispielsweise Amerika, wovon die Hexenprozesse von Salem bis heute in Erinnerung geblieben sind.

Die Geschichtsbücher sind sich nicht ganz einig,

was die Dauer dieses Wahnsinns betrifft, aber etwa 400 Jahre könnten es gewesen sein. Es war nicht nur ein Kampf der Geschlechter, in dem Männer Frauen aus freier Willkür töteten, sondern ein regelrechter Vernichtungswahn des gesamten Patriarchats. Manche sagen, es waren 9 Millionen Menschen, wovon die meisten Frauen waren, die auf den Scheiterhaufen Europas den Tod fanden. Es gibt sogar Stimmen, die von 30 Millionen Opfern ausgehen. Liegt auch hier die Wahrheit irgendwo in der Mitte, waren es rund 12 Millionen Opfer, also 30.000 pro Jahr. Wie viele Frauen durch Maximilians Arbeit auf dem Scheiterhaufen landeten ist ungewiss, doch es bleibt genügend Raum für Spekulationen.

Anfänglich schnitzte Maximilian für jedes seiner Opfer ein kleines Kreuz in seinen Wanderstab, den er im Alter von neun Jahren von seinem Vater bekommen hatte. Obwohl er von Hass getrieben war, bedankte er sich bei Gott für dessen Gnade und natürlich dafür, dass er ihn durch die Arbeit am Kolk zu seiner rechten Hand erkoren hatte. Als auf dem Stab der Platz für Kreuze knapp wurde, ging er dazu über, stattdessen kleine, horizontale Kerben in die Zwischenräume zu ritzen. Bereits nach wenigen Jahren gab es keine freie Stelle mehr und er hörte damit auf, und mit dem Ende seiner Gravuren, befand er sich auch auf dem Höhepunkt seiner

grausamen und bizarren Karriere.

Am 21. August 1627 zog er den schweren Leinensack gleich dreißigmal aus dem Wasser und wusste, trotz seiner körperlichen Erschöpfung, dass er Gott und der Kirche wieder mal einen guten Dienst erwiesen hatte.

Doch das war nicht alles. Bei einer der Frauen fühlte er eine besonders tiefe Befriedigung in sich aufsteigen, nachdem er sie lebendig aus dem Sack gezogen hatte. „Ich wusste es! Ihr seid eine Hexe“, flüsterte er ihr ins Ohr, „nun werdet Ihr auf dem Scheiterhaufen Eure gerechte Strafe finden“. Dann übergab er sie dem Feuermeister und befahl ihm: „Zündet sie erst an, wenn ich hier fertig bin. Ich will sehen, wie die Hure brennt“. Und schon stülpte er der nächsten Frau den noch nassen Leinensack ihrer Vorgängerin über. Auch sie war starr vor Angst und unfähig, sich gegen den groben und starken Maximilian zur Wehr zu setzen. Es war bereits später Nachmittag, die Strahlkraft der Sonne hatte ihren Höhepunkt längst überschritten, als er die letzte Frau tot aus dem Wasser zog. Da ihr Tod wieder einmal der Beweis dafür war, dass sie keine Hexe war, kniete er nieder und betete ein inbrünstiges ‚Vater Unser‘. Allerdings war unklar für wen er das tat, ob für seine eigene Seele oder für die seines unschuldigen Opfers. Dann nahm er vier gleichgroße Steine aus dem triefenden Leinensack und hängte

ihn zum Trocknen fein säuberlich über ein Holzgestell, das er eigenhändig für diesen Zweck gebaut hatte. Mit der gleichen Sorgfalt legte er die vier Steine neben das Gestell, zwei links und zwei rechts. Warum es ausgerechnet vier gleichgroße Steine sein mussten, und nicht drei oder mehrere ungleiche, wusste ebenfalls keiner, nur Maximilian kannte den Grund. Es entsprang seiner Phantasie, dass sich in den Steinen mehrere Geister oder Seelen aufhielten, die alle den gleichen Platz zur Verfügung haben sollten. Im ersten Stein befand sich die Kraft Gottes, auf dessen Oberfläche er eine Triquetra, das keltische Zeichen für die Dreifaltigkeit eingeritzt hatte. Im zweiten war die Essenz von Satan, die er von außen mit einem Teufelshaken symbolisierte.

TALISMANE
VON
MAXIMILIAN
GOSEIÖHANN

Triquetra



Teufelshaken



Pentakel



Doppelspirale

